

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1925**

192 (25.4.1925) Unterhaltungs-Beilage

# Unterhaltungs-Beilage

## Domitilla.

Ein wahre Geschichte aus unserer Heimat.  
Von Anna Maria Renner (Karlsruhe).

Auch der Name eines Menschen steht in schicksalhaftem Zusammenhang mit seinem Leben. Der Name entsprang im letzten Grunde der Heimat und Gemeinschaft, die den Menschen zu dem werden ließ, was er in der Welt darstellt, und was er auch nach vielfältigen Erlebnissen und mancher Angleichung an eine fremde Umwelt nie ganz aufgibt oder verliert.

Noch mehr: ein Name kann Ausdruck des Lebens und Strebens im Träger werden. Und so steht Domitilla auf der Schwelle des Hauses als seine Herrin oder behütete Tochter, als die Seele der häuslichen Gemeinschaft oder die Seele der Familie und der lieblichen des Vaters. Es schwebt uns gar das Bild der römischen Patriarchin vor, die in der frühen Christenzeit mit ihren Angehörigen sich von der toten Antike ab und dem neuen Leben zuwenden, das von seinen Dienern noch in der Tiefe der Erde vor den tobenden Mächten des Unterganges gehütet werden mußte. Wie tragisch die Bedeutung des Namens mit dem Schicksal des Trägers verbunden sein kann, zeigt die eigenartige und verwickelte Lebensgeschichte eines Mädchens, dessen Anlagen und einseitigkeit waren, aber unter den Verhältnissen, in die es ohne sein Zutun gestellt war, ihm nur einen Weg wiesen.

Domitilla war in den ersten Jahren des vorigen Jahrhunderts geboren worden, in einer Zeit, da die süddeutschen Länder und gar die am Rheine den Rhein verhielten, so den Geschick, die ein Mann damals über ganz Europa zu verhängen schien. Wo sie geboren war, und wer ihre Eltern gewesen, das wußte niemand zu sagen. Nun könnte die Geschichte, wie die anderer Elternlosen schön und gut verlaufen mit dem durch freundlichen Zufall entdeckten, fürnehmlichen Vater oder den tröstlichen und geistlichen Eltern, die das von rätselhaftigen Verwandten entwendete Kind wiederfinden, oder mit einem großherzigen Liebhaber, der das arme witzvolle Geschick in sein Haus führt und ihm in seinem Herzen eine Heimat bereitet, wie solches in guten Bildern oft zu lesen ist. Da solche Geschichten aber meist zum Behagen rührseliger Leser erzählt, und die wirklichen Lebenswege viel weniger mit glücklichen Zufällen als mit harten Kämpfen gepflastert sind, so muß Domitillas Lebensgeschichte wahr sein, denn sie hat nichts Märchenes, Erfreuendes, für manchen Leser nicht einmal Erregendes.

Domitilla war eins der sinnlos ins Dasein gestohlenen und unwillig empfangenen kleinen Wesen, die in den Kranken- und Waisenhäusern der Städte mit verdorrenem Nistmittel aufgezogen und dann Landgemeinden zugeteilt wurden, wo sie von stundenlosen Gepetern oder gütterreichen Bauernleuten gegen ein geringes Verpflegungsgeld angenommen und als Arbeitskräfte tüchtig gebraucht wurden. So kam Domitilla zu dem Bürgermeister eines Dorfes in der Ortenau, der das Kind in einem rechtschaffen Haus unterbrachte. Die angenommenen Kinder hatten es zumeist nicht über getroffen, denn die einfachen Menschen besahen und besahen auch heute noch trotz der gegenwärtigen Zeitgenossen ein starkes Gerechtigkeitsempfinden und vernünftiges Wohlwollen. Nur das, was über das tägliche Brot hinausgeht, war und ist den Menschen, deren Interessen auf der nächsten und engsten Kreis sich beschränken, deren Kräfte sich in harter Arbeit ganz aufbrauchen müssen, fremd und unbegreiflich.

Vielleicht war das die Ursache, warum das kleine Mädchen in dem grauen Nöcklein, mit dem viel zu enger, großen weißen Gesicht und den dunklen Augen im ersten Haus, dem der Bürgermeister es zugewiesen hatte, nach zwei Tagen schon davonlieh, und wortlos zu des Dorfschulzen Haus zurückkam. Im zweiten, kinderlosen Haus, von dem man sich sorgfältige Pflege versprach, ging es ebenso, wie auch im dritten, in dem das fremde Kind unter hiesigen Kameraden es wenigstens eine Woche und darüber anhält. Aber eines Abends fand sie wieder an der Staffel der Haustür, als des Dorfschulzen älteste Tochter zum Mefsen herauskam. „Sie hat halt das Heimweh nach mir gehabt“, meinte das Mädchen später zum Vater, der sich keinen Rat mehr wußte als den, den ihm seine Tochter bittend gab: „Ich meine, du behaltst sie bei uns.“ Und die kleine Domitilla gehörte nun zum Haus und zur Familie und der Sorge der ältesten Tochter, die an Stelle der verstorbenen Mutter sie mütterlich und gleich über die paar jungen Geschwister verleitete. Von ihr erwartete Domitilla die ersten einfachen Kenntnisse und ihre Erziehung. Die machte der klugen und herzensguten Josepha, so hieß die Tochter des Bürgermeisters, kopfzerbrechend genau. Denn das kleine Mädchen besaß ein großes Geschick für Handarbeit, kränzte sich aber mit aller Entschiedenheit gegen jede Arbeit, bei der man die Hände beschmutzte, und die Bauernkinder von früh auf gewohnt sind. Weil Tadel und Güte darauf nichts änderten, erparte Josepha dem eigenwilligen Kinde vieles und war um so gefränkter, wenn Domitilla nie freiwillig an solcher Arbeit griff, die nach Josephas Meinung weder schwer noch häßlich war. Das unglückliche und besorgte Mädchen frädetet für die Zukunft des Kindes, das keine Reueung zeigte, sich in den Kreis der Pflichten und Gewohnheiten ihres Lebens einzufügen. Und doch hatte sie das Kind lieb wie ein selbstliches und nahm es immer in Schutz, wenn die Geschwister in berechtigter Unzufriedenheit es trüben und hoffärtig nannten. Denn hoffärtig nannten und nennen auch die Alten im Dorf, was sie nicht verstehen. Am seltsamsten mißte Josepha die Spiele der Kleinen an. Die Bauernkinder haben zum Spielen nicht viel Zeit. Ihre Spiele sind einfach, manchmal einseitig.

Domitilla war stets die Anführerin unter den Nachbarskindern. In dem Wäldchen, das den Grasgarten hinter den Häusern entlang zieht, da schuf sie ihre Welt. Voll Stolz führte sie an einem Sonntag Josepha zu dem Wäldchen und erklärte: „Das ist mein Haus. Da sind viele Stuben und Kammern darin. Das ist meine Schlafkammer und das meine Ankleidekammer. Der Eichbaum ist mein Kasten. Und da ist die Stube, wenn jemand zu Licht kommt.“ Mit farbigen Schürzen, in der Strickkugel geknüpft, hatte Domitilla von Baum zu Baum die Wände ihrer Kammer aus ihrer Phantasie gebaut. Kränze von Sternblumen und Bergkristallen hingen daran. Auf dem Boden hatte sie Eichenblätter dicht gekreuzt wie ein Teppich. „Ist das nicht ein schönes Haus?“ fragte sie stolz. „Wenn ich groß bin, lasse ich mir eines mitten im Walde bauen, und da wohne ich darin und trage feine Kleider mit einem Schleier darüber.“ Josepha wagte nicht zu lachen. Wenn der Vater das gesehen hätte, würde er ernsthaft und nachdrücklich dem Kinde solche Spiele unterjagen haben. Was sollte aus dem Mädchen werden, das keine andere Zukunft sah als die einer Magd in einem Bauernhaus oder einer schwer arbeitenden Bauersfrau, wenn sie Glück hatte, denn die eingetragenen Bauernbüchsen heirateten schwerlich eine „Auenmutter“, die nichts ihr eigen nannte. Ob das Mädchen das überhaupt als Glück empfinden würde? Ite es in Josepha auf.

So gingen ein halb Dutzend Jahre hin. Domitilla wurde schulenlos und nach eingehender Beratung des Dorfschulzen mit seiner Tochter in eine Stelle in der nächsten Stadt getan, wo sie mit feinerer Arbeit beschäftigt wäre, da sie zu Feld- und Stallarbeit doch nie zu bringen sei. Josepha aber folgte noch im nämlichen Jahre, da ihre Geschwister nun herangewachsen waren, und sie selbst schon über die erste Jugend hinaus, ihrem Liebsten in sein Haus im Oberdorf. In der ersten Zeit trug der alte Botenmichel manches Paket an das junge Mädchen in der Stadt zum Dorf hinaus und brachte kurze, heimwehliche Briefe zurück.

Bis eines Tages ein Brief der Dienstherrschaft an den Bürgermeister kam, daß Domitilla fort sei, heimlich fortgegangen. Ehe die angekündigten Nachforschungen Erfolg hatten, kam auch schon ein Brief aus einer schweizerischen Stadt, wo Domitilla in einem Gasthaus diente. Der alte Bürgermeister, der die Erfahrung gelehrt hatte, daß Menschen nicht dankbar sind und ihre eigenen Wege gehen, wenn sie einem nicht mehr brauchen, sagte nicht viel. Josepha aber verzehrte sich in Unruhe über das Wohlergehen ihrer Pflegekinder, oder vielmehr Pflegekinder, denn sie war zu sehr mit dem Gewohnten, Vertrauen der Heimat verknüpft, als daß sie sich ein Glück und Wohlergehen in der Fremde und gar in fremdem Lande hätte denken können. Sie ahnte nicht, daß der Sohn, den sie damals unterm Herzen trug, dreißig Jahre später in einer schweren Zeit des Hungers und Brotmangels heimwärts suchte. Ihre Unruhe wuchs in den nächsten Jahren, als nach ein paar spärlichen Nachrichten aus schweizerischen und italienischen Städten keinerlei Kunde von Domitilla mehr kam, und nahm wieder ab, als im Lauf der Jahre fünf Kinder ihre Sorge beanspruchten. Die Verschollene wurde kaum mehr genannt, stieg selten einmal mit den Bildern einer schlaflosen Nacht in Frau Josepha auf, um mit einem guten Gedanken bedacht, wieder zu versinken.

Zwanzig Jahre später erlebte das stille und ereignisshungrige Dorf ein Schauspiel, das jeder Zeit bis vor wenig Jahre unbekannt worden wäre — durch die lange Dorfstraße, die wenig andere Fremde als Wanderburschen oder Zigeuner sah, ihr langsam eine offene Kutsche, in der eine reich gekleidete Dame saß. Mit der Ehrfurcht, mit der früher einfache Menschen den sozial Höherstehenden bejaunten, fanden kleine und Große um den Wagen, als er vor Frau Josephas Hause hielt und die Dame ausstieg. Frau Josepha trat vor die Haustür und begrüßte die Dame in dem starren schwarzen Kleid mit dem weiten Reifrock und suchte vergeblich in dem großen weißen Gesicht mit den dunkeln, klackernden Augen einen bekannten Zug. „Kennst du mich nicht mehr?“ fragte die Fremde und verneigte lächelnd ein paar Worte in der Dorfmannart zu sprechen. „Domitilla!“ rief Frau Josepha, und da hatte die Reifrockdame die Bauersfrau um den Hals gefaßt und ihr ein paar Küsse auf die Wangen gedrückt.

In der Nähe entdeckte Frau Josepha, die in dem gepflanzten, herrlichen Gesicht nach den Zügen des kleinen Mädchens suchte, scharfe und herbe Linien, die über zu dem wohlhabenden Aufseher passten.

Und als die Kinder, die fast alle erwachsen waren, die Fremde begrüßten, nahm Frau Josepha die Pflegekinder bei der Hand. „Du mußt mir erzählen“, sagte sie. Und Domitilla erzählte von ihren ersten Stellen, von der Unruhe und dem Heimweh, das sie umhergetrieben, von großen Reisen und vielen Enttäuschungen. „Und von Deinem Mann hast Du noch nichts erzählt“, warf Frau Josepha ein in einer ihr selber unklaren Wangen, eine Wunde berührt zu haben. Sie dachte nicht anders, als Domitilla habe in der Welt ihr Glück und einen reichen Mann gefunden. „Mein Mann?“ — antwortete Domitilla mit einem Zucken des Mundes — „meine Männer, willst Du sagen. Nun ja, ich bin nicht verheiratet, aber ich war die Freundin großer Herren. Nun wirst Du mich verabscheuen und müdest es noch mehr, wenn ich Dir mehr und Einzelnes aus meinem Leben erzähle. Aber ich suchte immer die Heimat und fand wenigstens die Möglichkeit, mir ein Heim zu schaffen. Du weißt ja wohl noch, daß ich nie zu euch kam. Ich bin kein Bauernkind. Ich habe immer einen Hunger nach Schönheit und Wohlhabenheit und

ein grauenhaftes Heimweh nach einem guten, wohlgeordneten Hausstand gehabt. Wo hätte ich ihn gefunden? Dienen mein Leben, das hätte ich nicht gekonnt. Ja, vielleicht eigenen, geliebten Menschen. Ich habe auch den Männern gedient, die ich liebte. Aber einer Herrschaft dienen um Lohn, Leuten, denen man doch nichts ist, als Arbeiter für ihr Wohlergehen, für ihr Wohlleben, zu dem ich gerade so bestimmt sein könnte wie sie, das kann ich nicht. Warum mußte ich so geboren werden. Wenn mein Vater ein Edelmann war, und das möchte wohl sein bei meinem Rang zu Schönheit und Herrschaft, warum mußte ich das Kind der verführten Magd sein? Muß ich, weil mein Vater leichtsinnig und verantwortungslos war, ein armes Leben führen? Habe ich nicht das Recht, damit zu machen was ich will, jedenfalls das Beste, das mir möglich ist? Und in der Welt denkt man freier als hier bei euch. Wer besitzt, der herrscht, und die Unabhängigkeit, die mir mein Leben verschafft, tröstet mich über die Verachtung der ehrjamen Leute und den Ekel hinweg. Nur eins schmerzt mich immer: daß ich doch keine Heimat habe. Wer eine Heimat hat, lebt, auch wenn er keine lieben Menschen sein eigen nennt, der Heimat. Dort gilt er etwas, dort kennt man ihn. Aber ich? Es gab eine Zeit, da glaubte ich, daß ein Mensch mir Heimat werden könne. O Täuschung! Menschen mit dem nahen Verbundenheit der Bluts- und Seelenverwandtschaft besitze ich nicht, und die andern sind alle selbstständig. — Du wirst, liebe Josepha, nun verstehen, warum mich das ruhelose Leben hin und her marst. Jetzt bin ich alt, jamohl alt, obwohl ich nicht vierzig bin und müde. Ich mußte hierher zurückkommen, wo ich mich am meisten daheim fühle.“

Frau Josepha antwortete nicht auf das Bekenntnis. Sie sah sie durch das Ungesagte hindurch die Frau von Schmutz und Elend, durch den die irrende Schwester gestritten war. Trotz innerster Abneigung war ein unendliches Mitleid in ihr, und sie hat, als Domitilla ihr sagte, daß sie in Baden-Baden ein Haus besitze und dort dauernd zu wohnen gedente, um ihren öfteren Besuch. Und als einige Monate später Domitilla die Jugendfreundin bat, ihr ihre älteste Tochter Marianne für einige Zeit zu überlassen, willigte Frau Josepha, wenn auch mit leiser Beforgnis, aber entschlössen ein. Die ruhelose, müde Halbweiblerin hatte eine leidenschaftliche Aneignung für das stille, wohlgeordnete Mädchen, das mit seinen neunzehn Jahren ahnungslos und freudig zustimmte bei der Aussicht, ein paar Wochen oder Monate im Hause der reichen Frau zu verbringen und allerhand zu lernen, was sie zu Hause nicht sah.

War es die verschüttete, verdorrte Mütterlichkeit, die Domitilla solche Liebe zu dem jungen Mädchen eingab, oder die Sehnsucht nach der Schönheit einer behüteten Jugend und dem Glück des reinen Weibstums?

Sie überhäufte das junge Mädchen mit Geschenken, mit schönen Kleidern, Schmuck und allerlei Tand, bei dem es Marianne eher ängstlich als glücklich zu Mute war. Es ängstigte sie die verschwenderische Prunkhaftigkeit ihres Schlafgemaches, es schauderte ihr vor den beiden Goldschalen auf der Kommode, in denen die Hausherrin in unzufriedenem Kokettenschmauck Goldstücke zur Schau stellte. Das einfach erzogene Mädchen empfand Grauen vor diesem die und schreiend sich blühenden Reichtum, und Furcht vor Dieben ließ sie nachts nicht schlafen.

Einnmal klagte sie das ihrer Hausherrin. Da bat diese, sie möchte doch in ihrem Zimmer schlafen; sie selber habe so grauenhaft Angst. Sie habe wohl eine Krankenschwester, die manchmal des Nachts bei ihr wache, aber lieber sei ihr Mariannes Nähe. Und Marianne verstand sich dazu teils aus Mitleid, teils aus Gehorsam. Aber ihre Ruhe wurde dadurch nicht wieder hergestellt. Im Gegenteil. Sie sah die Frau mit dem weißen Gesicht oftmals in der Nacht aufrecht im Bette sitzen, die sonst so unruhigen Augen harr auf einen Fleck gerichtet. Sie sah, wie mühsam sie sich bewegte, wenn sie nicht in der sorgsam geordneten Toilette steckte, wie verfallen sie ansah, ehe die Jose ihre Kunst an ihr ansähte.

Dem jungen Mädchen wurde immer bänger zu Mute. Irgend etwas Rätselhaftes, Böses war in diesem Hause und drohte jeden Augenblick über sie herzufallen. Und doch hätte Marianne nicht folgen können, was es war. Am Tage konnte sie in dem wohlgeordneten und sorglich geführten Hauswesen nichts entdecken. Da war auch Base Domitilla in bester Stimmung, ließ sich von ihr vorlesen, zeigte ihr Bilder und erzählte von fremden Ländern, lehrte sie Handarbeiten, sodas Marianne ihre Angst vergaß. Aber in der Nacht war sie wieder da, und schließlich bat Marianne die Hausherrin, der das bedrückte Wesen des jungen Gemüts nicht entgangen war, um Erlaubnis, heimzuzufahren. Da sah Marianne zum ersten Mal Tränen über das herrliche Gesicht rinnen; die müde Frau sagte bittend nach der Hand des jungen Mädchens und sagte: „Lass mich um Gottes Willen nicht allein, Kind! Ich habe nicht mehr lange zu leben, bleibe wenigstens die kurze Lebenszeit bei mir. Ich werde Dich in meinem Testament als Alleinerbin einsetzen, und Du wirst dann Dein Leben nicht so schwer erkämpfen müssen wie ich und darfst die Reinheit Deines Innern behalten, ohne sie als Preis für ein freies und unabhängiges Leben zahlen zu müssen.“

Und als Marianne flehentlich auf ihrer Bitte beharrte, da wies die Verzweifelte dem jungen Mädchen tiefe eiserne Wunden, die ihren Körper bedeckten. Von Schauer gekraut, verließ Marianne zur letzten Stunde ohne ein Abschiedswort das Haus und eilte zu Fuß, ohne irgend etwas mitzunehmen, ohne Mantel und Kopfbedeckung der Heimat zu. Ganz verstört kam sie am nächsten Tage dort an, schwer gelang es der zweifach bekümmerten Frau Josepha den Grund der raschen Flucht zu erfahren. Auf einen besorgten und erklärenden Brief erhielt sie keine Antwort. Schon im nächsten Jahre starb Domitilla, die heimtöle, unruhvolle Zerrfahrerin mit der großen Demutsucht im Herzen. Sie hatte in ihrem Testament ihr Haus der Stadt zu gutem Zweck, den Ortsarmen des Schmalendorfes bedeutende Summen, Mariannes kleine tausend Gulden vermacht, ferner eine Stiftung für Seelenmessen bestimmt und einen prunkvollen, weißen Marmorgrabstein und eine Gruft auf dem Friedhof der Heimat bestellt.

Mitten unter den schlichten Holz- und Eisengrenzen prunkt der weiße Marmor, teilweise von Flechten überwuchert, und auf dem verlassenen Grabe wachsen im Sommer roter Mohn und weiße Sternblumen.

## Frühlingsstage im Taubertal.

Von  
Paul A. Schmidt (Taubertalhofheim).

Es ist die Zeit der weißen Wollkammern und grünen Wiesen, die Zeit, wo die Knaben Pfeifen schneidend am Bache sitzen, die Enten schnattern und schnarren und von der Watschleiche herüber am Ufer der blühenden Tauber die Döckchen und Leintücher wehen gleich farbenfrohen Frühlingswimpeln.

Das Taubertal ist ein blühender Obgarten. Bis dicht hinan an die Stadt greift das drängende Blühen. Der Frühlings ist da! Ueber jedes Gärtlein freudig seine Hand. Um das Grau der alten baufälligen Gänge, um die Reste verfallener Stadtmauern, Gräben und Tore geht der Kampf um's Blühen und Aufrichten und der Frühlings bleibt Sieger, Wald wehen seine flatternden Blütenfahnen von den eroberten Mauern.

Grün schimmert das Wasser des Stadtgrabens, in dem die Sonne spielt. Altersgraue Arme spiegeln sich in seinem Antlitz. Spitzwegeliebte schauern verloren darin und über der morigen Brücke lächelt das verwiterte Antlitz des heiligen St. Nepomuk sein innigstes Lächeln.

Zwischen Arm und Körper des schweigenden Heiligen hat eine Spinne ihr Nestlein gebreitet, ein Netz aus Sonnensäden, leuchtend und durchsichtig.

Und der Heilige lächelt und schweigt mit der gültigen Nachsicht derer, die Alles verzeihen können, weil sie Alles verstehen. So treue nur dem Werk, du Spinnlein klein, am Rockärmel des heiligen Nepomuk, auch dich hat Gott also geheißen.

Das schweigende Lächeln des Heiligen ist der Grundton zu dem Gesang des Frühlings. Ich finde es wieder auf dem Antlitz hochbetagter Bauersfrauen, die mit Schaufel und Hacke über der gekrümmten Schulter ausziehen zu schmerzlicher Arbeit in Feld oder Garten. O du Frühlingslächeln in faltenerfüllten Gesichtern!

Das Leben ist schön und die Arbeit ist schön, und wie das Spinnlein sein Werk tut, umgeben und ohne nachzudenken, wie die Amiel ihr Lied pfeift im blühenden Busch, so grübt und schaufelt sich das arbeitsharte Volk in den Frühlings hinein, in den Glauben an Lebenskraft und Lebenswille.

Aber auch Herren mit hohen Stehkragen, Büromenschen, die der Frühlings in die Nase stoßen hat, bearbeiten im Schweige ihres Angesichtes ein Stüdchen Garten.

Beamtengärten!  
Es geht hiermit wie mit den Beamtenchweinen während der Inflationszeit, die wollten auch nicht fett werden!

Immerhin sind Beamtengärten eine schöne Erfindung, eine nützliche und gesunde Erholung, die nicht kostspieliger ist, als wenn man sein Gemüse kauft.

In der kleinen Stadt lebt so jeder nach seiner Art, wird mit den Jahren Eigenbröckler und Epleher, kommt mit der Zeit auf den Hund und reitet dann auf dem Esel, welcher früher sein Stedenpferd war.

Man hat nicht die Gelegenheit, seine Gewohnheiten so abzuschleifen wie in der Stadt, man wird im Frühlings lyrisch, zieht auf die Schmetterlingsmagd und wird mit den Jahren wieder wie ein Kind.

Ich sage nicht, daß dies ein Fehler sei. Und nun noch ein Frühlingsbild, das ich lächelnd und ehrfürchtig betrachtete, als ich durch die Vorgärten streifte.

Vor dem schlanken Stämmchen eines rosa blühenden Pfirsichbäumchens steht ein betagtes Ehepaar Hand in Hand. Der Abendwind weht ihnen die silbernen Locken um die Stirne. Unverwandelt stehen die beiden Alten vor dem Wunder des blühenden Baumes, so gläubig, als ständen sie vor dem Altare und es gälte, das Jawort zu sagen.

O ihr lieben Alten, habt ihr noch keinen blühenden Baum gesehen!

Sie lächeln und schweigen, der Frühlings zieht durch ihr Herz.

In den Gärten fingen die Stare, die Goldammern und Finken. Wollkammern ziehen am blauen Himmel, murrende Wellen im Tale.

Ja, ja — über Nacht und Tag ist es Frühlings geworden.

